



**SILKE
BURMESTER**

MUTTER- BLUES

**Mein Kind wird
erwachsen,
und was werde
ich?**

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln
Umschlagmotiv: © Jenny Sturm – Fotolia.com (Kopfhörer)

Foto der Autorin: © Eva Häberle

Gesetzt aus der Apollo

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04952-7

Einleitung

Der Mensch, den ich vor 17 Jahren geboren habe, steht in der Küche und brät sich ein Ei.

Es ist Sonntag kurz nach drei Uhr am Nachmittag, ich sitze am Esstisch mit einer Tasse Tee und schaue auf dieses lange Etwas, wie es sein Frühstück zubereitet. Wie es dasteht und mit immer noch etwas kantigen Bewegungen das Ei rührt, ein Messer sucht, um das Brot zu schneiden, wie es mit beneidenswerter Ruhe Remoulade auf das Graubrot schmiert, Gurke aufschneidet und sich Milch einschenkt, während das Ei vor sich hin dunkelt. Ich blicke auf diese 194 Zentimeter, an denen T-Shirt und Jogginghose schlabbern, die nackten Füße, die nie zu frieren scheinen, sehe das hübsche, frische Jungsgesicht, die verwuschelten Haare, die mal wieder gewaschen werden könnten, und versuche zu begreifen, wo mein Kind geblieben ist.

»Mein Kind« – das ist etwas Kleines. Etwas Bedürftiges. Etwas, das mich braucht. Vor mir steht Ben und erzählt von seinem gestrigen Abend. Davon, dass sie in einen Club nicht hineingekommen seien, weil zwei Mädchen dabei waren, denen man ansehen würde, dass sie noch nicht 18 sind. Davon, dass in der U-Bahn einer war, der komisch drauf, aber total lustig war, und dem sie beim Aussteigen ein Bier geschenkt hätten. Ich blicke auf diesen langen Menschen, der in wenigen Monaten volljährig sein wird, den das Gesetz damit für mündig erklärt und der dann jede Ansage von mir zum Teufel schicken kann, und möchte verstehen, wie das alles

zusammenpasst. Das kleine Kind, das ich mal hatte, mit seinen Ringelshirts und diesen kleinen, ewig klebrigen Händen, die es mir immer ins Gesicht drückte. Dieser blonde Junge, der so bereitwillig die Hand ergriff, wenn man sich außerhalb der gewohnten Umgebung bewegte. Wie dieses unglaublich süße vierjährige Wesen, das als »Ringo Starr« auf Pappkartons Konzerte gab, während ich die kreischen Mädchen spielte, wie das zusammenpasst mit dem Menschen, mit dem ich heute zusammenlebe wie mit einem sehr angenehmen Mitbewohner. Jemand, bei dem ich mich nicht mehr aufrege, wenn er sonntags erst um drei Uhr aufsteht, weil ich denke, es ist ja sein Sonntagnachmittag. Jemand, den ich frage, ob er heute Abend mitisst oder ob er unterwegs sein wird. Jemand, dem ich sage, er sei mit Badputzen dran und den ich bitte, die Gläser in seinem Zimmer zusammenzusuchen, weil wir langsam keine mehr haben. Und der das dann tut.

Ich sitze am Tisch mit meinem Tee und gucke Ben an, als könne ich die Antwort finden, wenn ich nur lange genug auf seine Bewegungen schaue, auf seine Gestik, auf seine großen Füße. Die Antwort darauf, wie das Heute und das Früher zusammenpassen. Wie etwas zusammenpasst, das sich wie Schwarz und Weiß gegenübersteht. Wie Laut und Leise, wie Watte und Beton.

Dabei kenne ich die Antwort genau. Und am liebsten würde ich sie ignorieren, denn sie benennt etwas, das verloren scheint: die Jahre dazwischen.

Die Jahre zwischen dem Kleinkind und dem großen Wesen, das jetzt in der Küche steht und mir erzählt, wie sein Abend war und dass es gleich wieder abdüst, um sich mit seinen Freunden zu treffen.

Ich frage mich, wo die Jahre geblieben sind. Ich habe das Gefühl, als hätte ich sie nicht gelebt. Als wäre sie gelebt zu haben, ein Wissen, für das es keine Erinnerung gibt. Es gibt

nichts, das greifbar ist, außer ein paar Bilderfetzen und einigen wenigen Begebenheiten, die der Kopf dankenswerterweise bewahrt hat.

Ich schaue auf Ben und es ist, als sei das Abtasten mit den Augen der Versuch, diese Jahre wiederzufinden. Das festzuhalten und dingbar zu machen, was sich wie ein Gas einfach verflüchtigt hat und in absehbarer Zeit vollends beendet sein wird: unsere gemeinsame Zeit.

Als ich vor 17 Jahren meinen Sohn bekam, war es, als läge die Zeit mit meinem Kind wie die Milchstraße vor mir: Kein Ende erkennbar. Unüberschaubar. Ein immerwährendes Funkeln.

Ich wollte eine Mutter sein, mit seiner Geburt bin ich eine Mutter geworden. Und sehr bewusst habe ich gedacht: »Egal, was jetzt passiert, selbst, wenn Dein Kind stirbt, Du wirst nie wieder nicht Mutter sein.« Und wie wohl die meisten Eltern war ich so sehr im Hier und Jetzt, so sehr mit der Aufgabe, das Kind großzuziehen, beschäftigt, dass ich mir nicht vorstellen konnte, dass es jemals enden würde. Die Jahre, die vor uns lagen, schienen eine ungeheure Masse an Zeit. Ich war damals 30 – die 18 Jahre, bis Ben ausziehen würde – das war mehr als mein halbes Leben. Aus den Erzählungen, aus Büchern und Filmen und dem Wiederhall in den Medien hatte ich eine Ahnung von dem, was kommen würde. Erst die leichte, unbeschwerte Zeit im Kindergarten, dann die Grundschule mit ihren Elternabenden, vielleicht mit ersten Besuchen bei der Schulleitung, weil das Kind sich nicht regelkonform verhielt. Dass die weiterführende Schule für Grauen und viel elterliche Verzweiflung schlechthin stünde, schien klar – ich kannte es aus meiner eigenen Jugend nicht anders. Obendrauf würde sich die Pubertät setzen wie ein Monster mit fauligem Atem und würde mit all ihren Streitereien, Grenzkämpfen und der elterlichen Sorge wegen Alkohol, Drogen und der schiefen Bahn, das

Leben bestimmen. Die Jahre, bis das Kind reif für den Auszug wäre, würden so mühevoll und anstrengend sein, dass ich froh sein würde, wenn ihr Ende in Sicht käme.

Ihr Ende ist in Sicht. Und ich kann es nicht anders sagen: Mir geht es beschissen.

Ich leide. Ich leide wie Hund. Ich weiß nicht, wie ich das aushalten soll, den Schmerz um das zu verlierende Kind.

Mein Sohn wird in fünf Monaten 18 Jahre alt, nächsten Sommer macht er Abitur, dann wird er wahrscheinlich zwei, drei Monate brauchen, bis er aufbricht, sich die Welt anzugucken. »Work and Travel« will er machen, ein Jahr, anderthalb Jahre ins Ausland gehen, um das Leben außerhalb des Bekannten zu entdecken. Wenn er wiederkommt, wird er anfangen zu studieren oder blöd dem Nichtstun verfallen. Vielleicht wird er noch mal ein paar Monate bei seinem Vater oder mir einziehen, aber lange wird das nicht sein. Seit Jahren malt er sich aus, mit Freunden in einer WG zu leben, in so einem Jungsding mit festgetrockneten Essensresten und Spiegelei zum Frühstück.

Ich finde das alles richtig, ich finde das alles gut. Ich werde ihn nicht festhalten und sagen: »Bleib doch noch!« Ich werde dahinter her sein, dass er seinen Hintern hochkriegt und loszieht, und wenn ich merke, dass er sich im Hotel Mama beziehungsweise Papa festzusetzen droht, dann werden die Hoteliers klarmachen, dass das Einnisten nicht von Dauer sein kann.

Ich sehe Ben vor mir, wie er mit seinen Jungs – oder vielleicht doch dem ein oder anderen Mädchen – in einer wahrscheinlich liebenswert chaotischen WG lebt, die man als Mutter lieber nicht zu oft besucht, weil man dann zu nerven beginnt, mit Vorschlägen wie dem, doch mal aufzuräumen, und dass es doch schon hülfe, das Altglas wegzubringen.

Ich bin, was meinen Sohn anbelangt, bedingungslos optimistisch. Er wird das schon machen. Er wird trotz aller Pizza und Spezi nicht mangelernährt sein. Er weiß, wie man Wäsche sortiert, und er wird das Gesaue im Griff haben, selbst wenn es nach mütterlichem Ermessen zu viel ist. Er wird – wenn es nicht mehr zu vermeiden ist –, aufräumen und so zur Uni oder sonst wo hingehen, dass er sich sein Berufsziel nicht verbaut. Er wird das alles machen. Hinkriegen. Und doch bin ich grenzenlos enttäuscht. Enttäuscht, traurig, verletzt.

Ich empfinde einen unsagbaren Schmerz darüber, dass unsere gemeinsame Zeit vorbei sein wird. Dass ich nicht mehr Mutter sein soll, sein kann. Dass mein Kind von mir weggeht. Ich spüre diesen Schmerz körperlich. An schlimmen Tagen habe ich das Gefühl, er zerreißt mich. Dann gucke ich dieses Kind an, dieses große Etwas, das mich nicht mehr braucht, weder zum Eierbraten noch um seinen Tag zu strukturieren, und weiß nicht, wie ich das aushalten soll.

Vor allem frage ich mich, warum ich nicht wusste, dass es so kommen würde, dass es nur 14, 15 Jahre sind, bis die Ablösung in vollem Gange ist, und sich dies so schlimm anfühlen würde.

Ich weiß, dass ich mit diesem Gefühl nicht allein bin. Ich weiß, dass es anderen Müttern auch so geht. Längst nicht allen, aber etlichen. Ich weiß von Müttern, die regelrecht Angst vor dem Auszug ihres Kindes haben und jetzt, während die Brut noch da ist, eine Menge dafür tun, sie an sich zu binden. Sie sollen es so schön finden, »bei Mama« oder bei »Mama und Papa«, dass sie zu Hause wohnen bleiben, auch wenn die Ausbildung abgeschlossen ist und eine andere Stadt ein interessanteres Studienangebot anbietet.

Die Wissenschaft hat ein Wort für das Leiden von Frauen wie uns: »Empty Nest Syndrome«, das »Leere-Nest-Syndrom«. Psychologen und Familiensoziologen beschreiben damit die Auswirkungen, die der Auszug der Brut auf die Eltern, insbesondere auf die Mütter, hat und begreifen ihr Verhalten als Anpassungsstörung. Als Unfähigkeit, sich auf eine veränderte und neue Situation einzulassen. Doch ich finde mich weder in dem Horrorbild einer der Depression anheimgefallenen Frau wieder, die diese schwierige Lebensphase mithilfe von Alkohol und/oder Tabletten aushalten will, wie es mancherorts beschrieben wird, noch an einem anderen Punkt: dem des Zeitpunkts. Das Leiden der Mütter am Auszug der Kinder festzumachen, ist in meinem Fall, und sicher auch in dem vieler anderer Mütter, zu spät. Die Phase des Abschieds und der Trauer beginnt früher. Sie beginnt mit der Pubertät.

Für diese Frauen, für all jene Mütter, die wie ich unter dem Erwachsenwerden ihrer Kinder leiden, schreibe ich dieses Buch. Denn wenn wir heutigen Mütter auch nicht die ersten sind, denen dieser Lösungsprozess zusetzt, so fällt doch auf, wie sehr er den Müttern meiner Generation Schmerz bereitet. Egal, wo ich in meinem Umfeld schaue, mit welchen Frauen ich rede, bis auf sehr wenige Ausnahmen empfinden alle eine tiefe Trauer. Und das, obwohl wir alles andere als eine passive Heimchen-am-Herd-Generation sind. Das Gegenteil ist häufig der Fall: Viele von uns sind ziemlich emanzipiert, selbstständig, üben einen Beruf aus und haben anderes zu tun, als den Kindern geschmierte Brote hinterherzutragen. Doch genau in diesem Wandel, in dem Wandel des Mutterbildes, der Gesellschaft und dem der Altersstruktur liegt die Krux. Die Krux des Schmerzes. Und darum soll es gehen. Um den Schmerz und darum, zu begreifen, warum das Fortgehen der Kinder uns

anders und vielleicht stärker trifft, als er unsere Mütter traf. Es soll um die Wut gehen und um die Trauer, die auf den Lösungsprozess der Kinder folgen. Aber auch um dieses unsagbar schöne Gefühl, wenn man auf sein großes, auf einmal so eigenständiges Kind schaut, das als Persönlichkeit vor einem steht und durch seine Selbstständigkeit verdeutlicht, dass man vieles richtig gemacht hat. Und dass man sehr zufrieden sein kann. Mit seinem Kind. Und mit sich.

Bald ist Ben volljährig und in einem Jahr ist er mit der Schule fertig. Mir ist bereits zu diesem Zeitpunkt klar, dass rund um das letzte Schuljahr viele Ereignisse liegen, die »ein letztes Mal« passieren und ein Ende signalisieren und symbolisieren. Wie schwere dunkle Meilensteine liegen sie vor mir, und mir graut schon jetzt vor dem, was kommt. Ich befürchte schon jetzt, dass ich bei der Abiturverleihung weinen werde. Ich höre schon jetzt mein Kind genervt sagen: »Oh, Mama!«, weil es keine Lust auf diese sentimentale Mutter hat, die ständig ihr Kind drücken möchte in Anbetracht der großen Ereignisse, die der Nachwuchs allenfalls als lästige Hürde wahrnimmt.

Das Vorhaben, dieses Buch zu schreiben, wird mich durch diese Zeit und die Auseinandersetzung mit ihr begleiten. So kann ich mir zumindest im Ansatz bewusst machen, was passiert, warum diese Phase so schwierig ist, anstatt einfach nur von ihr gebeutelt zu werden. Ich werde dabei nicht allen Frauen, nicht allen Situationen gerecht werden können. Es ist nicht möglich, alle Facetten einzufangen und abzubilden. Und auch wenn ich mich intensiv damit beschäftige, wie die Mütter von Töchtern diesen Prozess erleben, so fehlt es mir als Mutter eines Sohnes doch naturgemäß an der spezifischen Erfahrung. Ebenso wenig kann ich erwarten, dass alle Frauen mir folgen werden, dass alle die emotionalen Tü-

cken dieser Abschiedszeit ähnlich erleben und sagen: »Genau so ist es!« Ich kann nur das Angebot machen, auf das zu schauen, was uns diese Zeit so schmerzhaft erleben lässt und versuchen, durch dieses Hinschauen etwas von der Schwere und der Isolation, die dieses Gefühl mit sich bringt, aufzulösen. Denn es gilt die Erfahrung der Frauenbewegung der 70er Jahre: Festzustellen, dass man mit seinem Gefühl, mit seinem Schmerz nicht allein ist, ist ein erster Schritt, dem Übel seinen Schrecken zu nehmen. Und es erträglich zu machen. Dazu soll dieses Buch dienen. Anzuerkennen, was ist, um – im besten Fall – gestärkt daraus hervorzugehen.

Dies ist ein Sachbuch, kein Fachbuch. Es erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit und wissenschaftliche Wasserdichte. Es erhebt lediglich den Anspruch, ehrlich zu sein, weil ich glaube, dass Aufrichtigkeit das einzig wahre Mittel ist, einen Umgang mit seelischem Schmerz wie diesem zu finden.

Weil ich nicht das Maß der Dinge bin und weil mich interessiert, wie andere Mütter und auch Kinder diese Situation erleben, habe ich viele Gespräche geführt, die in dieses Buch einfließen.

Das wird manchmal peinlich sein, manchmal lustig und ab und zu auch traurig. Sich so zu öffnen, ist nicht immer leicht und nicht immer angenehm. Deshalb habe ich die Namen der Personen und die Orte, aus denen sie stammen, geändert.

Um einer Verwirrung vorzubeugen: Dass die Jugendlichen, die im Buch vorkommen, fast ausnahmslos nach Abschluss der Schule oder der Ausbildung reisen wollen und ins Ausland gehen, ist keine bewusste Auswahl. Es ist ein Zufall, der auf der anderen Seite symptomatisch für diese Generation an Mittelschichtskindern steht.

1

14 oder: Keiner fragt: »Bist Du so weit?«

Als mein Sohn sich zu lösen begann, war er 14. Der Zeitpunkt mag variieren, bei manchen ist es mit 13 Jahren so weit, bei anderen mit 15, aber in diesen Zeitraum fällt bei den meisten Jugendlichen der erste große Schritt der Ablösung.

Mein Problem war, dass ich lange nicht verstanden habe, was vor sich geht. Ich habe die Veränderungen bei meinem Sohn bemerkt. Habe bemerkt, dass er auf Distanz geht, dass er weniger körperliche Nähe will und dass mich alles nichts mehr angehen soll. Aber es hat lange gedauert, bis ich wirklich begriffen habe, was los ist. Nicht bei ihm. Bei mir.

Das, was bei uns Einzug gehalten hatte, war das, was als »Pubertät« einen zweifelhaften Ruf genießt. Noch bevor die Pubertät im Haus angekommen ist, weiß man: Die ist übel. Das wird hart.

Tatsächlich stand, als Ben 14 Jahre alt war, »Pubertät« über allem. Alle sahen das Kind und das Geschehen rund ums Kind unter diesem Begriff. Die Lehrer, die Nachbarn, die Oma, der Orthopäde. Egal, was es zu bedenken gab, welche Situation, welches Verhalten, welches Wachstum zu beurteilen war, Ben war »in der Pubertät«. Aber nicht nur das Kind wurde mit dem Pubertätsstempel versehen: Ich, Du, er, sie, es – wir alle waren Gefangene dieser Zeit. Bereitwillig

hatte sein familiäres Umfeld die entsprechenden Positionen bezogen: Ben war in der Zelle, wir Teil des Gefängnisapparates darum. Als Wächter, als Direktoren, für die spätere Resozialisierung zuständig.

Wutanfälle und ausflippen, müffeln, das Horten schlechter Klassenarbeiten unter dem Teppichboden in der Abseite des Dachbodens – das war die Pubertät.

Auch ich hatte mir diese Erklärung und die damit verbundene Wertung zu eigen gemacht und verbuchte diese Zeit unter diesem Etikett. Ich hatte mich damit abgefunden, nun – leider ein paar Jahre – unter einer Art Käseglocke leben zu müssen. Ein in sich geschlossener Kosmos, in dem man es aushalten muss, dass einer durch sein merkwürdiges Verhalten die Situation zu dominieren versteht. Und weil sein Verhalten eine Provokation für uns als Eltern ist, es mitunter sehr laut wird, vielleicht Sachen durch die Gegend fliegen, Türen knallen und es aufgrund der Hormone zu starker Geruchsentwicklung kommen kann, stülpt man am besten eine gläserne Glocke darüber. Dann bleibt alles schön drinnen, aber die anderen, die Freunde, Lehrer, Nachbarn und der Rest der Gesellschaft haben die Möglichkeit, dem Treiben unbehelligt zuzuschauen und es mitleidsvoll zu kommentieren. Die Pubertät, darauf hat sich die Gesellschaft geeinigt, ist ein monströses Übel, das sich unserer Kinder bemächtigt, auf dass alle leiden müssen.

Anders als vor über 30 Jahren, als meine Generation in dieser Phase war, wissen heute viele Eltern von den biochemischen Prozessen, die den Wandel begleiten und bedingen. Immer mehr Bücher kommen auf den Markt, immer mehr Artikel erscheinen in Zeitschriften, die darlegen, wie sich mit Beginn der Pubertät, in manchen Fällen schon im Alter von zehn Jahren, die Verknüpfungen im Gehirn lösen, um sich in einem langjährigen Prozess neu zu verbind-

den. Und dass man diesen Zustand mit einer riesigen Baustelle vergleichen kann, auf der an allen Ecken und Enden gearbeitet wird. Die verschiedenen Bereiche brauchen unterschiedlich lange, bis sie wiederhergestellt sind, und – aus Elternsicht – ist es dummerweise die Region, die für die Vernunft zuständig ist, die als Letztes fertiggestellt und wiedereröffnet wird. Mit etwa 17 Jahren.

Es hatte etwas Tröstliches zu wissen: Ben kann nichts für sein bescheuertes Verhalten. Wenn ihm Termine und wichtige Dinge egal waren, er nichts für die Schule tat, die Haustür offen stehen ließ und nie an irgendetwas Schuld hatte. Wenn das Fahrrad nicht da war zum Beispiel, weil er es an der Schule stehen gelassen hatte, so war das natürlich nichts, wofür er in seinen Augen irgendeine Verantwortung trug. Ebenso wenig, wie es irgendetwas mit einem Versäumnis seinerseits zu tun hatte, wenn er montagsmorgens am Frühstückstisch saß und sagte: »Ach, übrigens, die Klassenreise ist am Mittwoch.« Und ich fragen musste: »Welche Klassenreise? Welcher Mittwoch?!?«

In solchen Situationen war das Wissen um die Baustelle hilfreich. Dann war es gut zu denken: »Das ist die Biochemie. Sein Hirn ist im Umbauzustand, ich muss sein Verhalten nicht persönlich nehmen, auch kann ich nicht verlangen, dass es wie bei einem Menschen funktioniert, der diese Umbauphase hinter sich hat.« Außerdem wusste ich ja: »Das geht vorbei.« Das irrationale Handeln, diese Ist-mir-doch-egal-Haltung oder besser noch, die Außer-Dir-ist-das-allen-Menschen-egal-Haltung – das wird eines Tages verschwunden sein. Irgendwann ist der Baustellenprozess abgeschlossen, und es wird ein Mensch hervortreten, an dem ich nicht länger zweifeln muss.

Ich gebe zu, dass dieser Gedanke nicht immer da war. Ich räume ein, dass er oft genug verloren ging und ich vergaß,

dass ich ihn denken könnte. Ich habe mich mit aller Inbrunst und über die Maßen aufgeregt. Geschrien und gezetert.

Im Nachhinein wünschte ich mir, ich hätte einen Zettelkasten angelegt, mit Sätzen, die helfen. Es wäre gut gewesen, sich ab und zu den Satz: »Es ist nur eine Phase, das geht vorbei!« oder auch: »Die Biochemie ist schuld!« anzusehen. Das hätte mir geholfen runterzukommen, ruhig zu bleiben und nicht daran zu verzweifeln, dass man mit jemandem auskommen muss, der sich so verhält, als hätte er gar kein Gehirn mehr in seiner Kopfkugel.

Das Monster Pubertät überdenken

Als Erwachsene hatte ich das angenommen, was die Gesellschaft für mich vorgesehen hatte: Einen Umgang mit der Pubertät, der diese Phase als lästig und hoffentlich schnell vorübergehend betrachtet.

Die Abkehr von dieser Haltung war ein leiser, schleichernder Prozess. Es gab keinen konkreten Auslöser dafür, aber ich erinnere mich, dass es mich störte, dass man die Kinder so wenig ernst nimmt. Dass wir Erwachsenen uns immer mit der schlimmsten aller Arten über sie erhöhen: indem wir uns über sie lustig machen.

Egal, ob unsere Kinder auf einmal beginnen, ihre Haare auffallend zu stylen, sie sich einen anderen Namen geben oder wir ihre Telefongespräche nicht mitbekommen sollen – wir Erwachsenen tendieren dazu, alles zu veralbern. Jede Abgrenzung, jede modische Extravaganz ist »die Pubertät«. Ja, natürlich ist das »die Pubertät« – doch warum soll es deswegen nichts wert sein? Ich stellte auf einmal fest, dass mich diese Haltung schmerzt, dass jedes Tun, jedes Handeln durch die Feststellung, dies ginge auf das Konto der »Pubertät«, ab-